



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Ueber die
Lautverschiebung
und das Verhältnis
des Hochdeutschen zum Niederdeutschen.

Von

Franz Devantier,
Gymnasial-Oberlehrer zu Seber in Olbenburg.

Mit einem Holzschnitt.



Berlin SW., 1881.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Kuderitt'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Strasse 33.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Mit der Erörterung eines rein sprachlichen, ja, grammatischen Gegenstandes vor ein größeres Publikum zu treten hat in neuester Zeit, wo durch die versuchte Regelung der deutschen Orthographie das Interesse der weitesten Kreise in Anspruch genommen ist, weniger mißliches, als sonst wohl. Sonst traten demjenigen, welcher den Versuch machte, über eine sprachliche Frage eine Unterhaltung anzubahnen, nur allzubald die deutlichsten Zeichen von Unlust und Ermüdung entgegen; jetzt eignet es sich nicht selten, daß einem Sprachkundigen oder einem solchen, der dafür gehalten wird, aus freien Stücken sprachliche Fragen vorgelegt werden, die allerdings häufig nicht mit gewünschter Kürze beantwortet werden können, aber doch oft in überraschender Weise Zeugnis ablegen von dem Bestreben, sich gründlich zu unterrichten. Wie mancher Vater, dessen Sohn der neuen Rechtschreibung folgen muß, hat nicht zu einer der vielen neuerdings erschienenen Erläuterungen gegriffen, um die Gründe pro und contra kennen zu lernen; wie heftig ist nicht der Streit geführt, in der Presse sowohl als im privaten Gespräch, ob *Flut* oder *Fluth*, *regieren* und *studieren*, oder *regiren* und *studiren*, oder *regieren* und *studiren*, ob *morgens* oder *Morgens* zu schreiben sei! Hierdurch ist gerade jetzt der Boden für sprachliche Erörterungen gelockert und empfänglich geworden, das sprachliche Gewissen ist gerade jetzt besonders geschärft; auch Nicht-Fachmänner sind zu einer denkenden Betrachtung

tung ihrer Muttersprache geführt, und in Vielen ist das Bedürfnis rege geworden, nicht nur dieser oder jener orthographischen Tagesfrage auf den Grund zu kommen, sondern sich womöglich einen tieferen Einblick in das ganze Leben der deutschen Sprache zu verschaffen. Diese Erscheinung ist höchst erfreulich, ja vielleicht geradezu die erfreulichste bei der ganzen orthographischen Bewegung; denn da wir in Deutschland eines der französischen Akademie entsprechenden Instituts entbehren, welches die Correctheit der Sprache mit einem Wachtspruche feststellt, ist eine Besserung oder doch wenigstens Gleichmäßigkeit in Schrift und Wort nur von einer gemeinsamen, zweckbewußten Arbeit aller Schreibenden, Lesenden und Sprechenden Deutschen zu erwarten.

Ueber einen Hauptpunkt im Leben unserer deutschen Sprache, über den Dualismus der ober- resp. hochdeutschen und nieder- resp. plattdeutschen Rede einigen noch weit verbreiteten falschen und halbrichtigen Anschauungen entgegenzutreten und von der Entstehung und Entwicklung dieses Dualismus ein Bild zu entwerfen, ist der Zweck des nachstehenden Aufsatzes.

Nach den tief empfundenen lyrischen Dichtungen Klaus Groths und den klassischen Romanen Fritz Reuters, die auch in Mittel- und sogar in Süddeutschland viele Verehrer gefunden haben, wird auch in diesen nicht plattdeutschen Landen ein Wort über das Verhältnis des Hochdeutschen zum Plattdeutschen vielleicht nicht ungerne vernommen werden; im nördlichen Deutschland aber ist gerade auffallender Weise, oft selbst unter den Gebildeten, die Kenntnis von dem charakteristischen Unterschiede zwischen Platt- und Hochdeutsch nur eine recht oberflächliche und unzureichende. Wie es so geht: Der gebildete Niederdeutsche, wenigstens der auf dem Lande geborene, lernt eigentlich das Hochdeutsch oft erst für die Schule und in der Schule, er behält sein liebes Platt im herzlichen Familienverkehr und im gemüthlichen, freien Gespräch mit guten alten Freunden zeitlebens bei,

er spricht wohl beide Dialekte vollkommen geläufig nebeneinander; um ihr gegenseitiges lautliches Verhältnis jedoch kümmert er sich nicht, ja, er weiß oft nicht einmal, daß dieses Verhältnis ein festes, ein bestimmbares und auch wirklich bestimmtes ist. Es ist wahrlich immer noch nicht überflüssig, auch gerade der plattdeutsch sprechenden Bevölkerung Norddeutschlands noch einmal ausdrücklich zu sagen, was eigentlich das Platt ist und wie es zum Hochdeutschen steht.

Unsere Frage weist uns, wie fast alle sprachlichen Fragen, wenn sie wissenschaftlich angegriffen werden, auf die Sprache früherer Geschlechter hin. Die Sprache im Allgemeinen ist nicht etwas auf einmal fertig hingestelltes, starr und unverändert so beharrendes; sie hat sich langsam und allmählich aus Lauten, die von thierischen äußerlich vielleicht kaum verschieden waren, mit denen aber eine klare Vorstellung, ein Begriff, ein Gedanke verbunden wurde, entwickelt. Die Sprache der Thiere, soweit man von einer solchen überhaupt reden kann, ist heute noch dieselbe wie im Uranfang; die menschliche Sprache ist das Resultat der mannigfaltigsten, durch Jahrtausende hindurch in jedem Augenblicke, bei jedem einzelnen Sprechakte wirksamen physiologischen und namentlich psychologischen Vorgänge. Daher gehört zu einer gründlichen Erkenntnis irgend einer sprachlichen Erscheinung vor allem, daß dieselbe im engsten Zusammenhange nicht nur mit anderen gleichzeitigen, wie sie selbst entstandenen, betrachtet, sondern hauptsächlich in Hinsicht auf die unmittelbar oder auch weiterhin zeitlich vorausgehenden Sprachperioden geprüft wird. Das Heraklitische: πάντα ῥεῖ, „Alles ist in beständigem Flusse“, gilt von Nichts mehr, als von der Sprache; Spekulationen und Theorien, welche die zeitliche und stoffliche Entwicklung der Laute nicht berücksichtigen, haben jetzt für die Sprachwissenschaft keinen Werth mehr. Zur Entscheidung, zum bloßen Verständnis der einfachsten orthographischen Fragen der Gegenwart, so z. B. nach der Berechtigung des Dehnungs-e oder =h, der

großen Anfangsbuchstaben, der deutschen Schrift überhaupt, gehört, das wird sich in jeder Discussion derselben sofort herausstellen, die Kenntnis der Vergangenheit; die betreffende sprachliche Erscheinung muß als eine gewordene betrachtet werden. Wenn ein Eiferer gegen das Dehnungs-h behauptet: „gerade so gut, wie man den und wen ohne h schreibe, könne und müsse man auch zeh n z—e—n schreiben; es sei eine grobe Inconsequenz, das h in zeh n zu lassen“, so mag diese Behauptung einem Laien durchaus einleuchten, und doch hat das h in zeh n sein gutes, unanfechtbares historisches Recht. Nur wer das Wort Vieh fi schreibt, d. h. nur derjenige, der, ohne jegliche Rücksicht auf den ursprünglichen Lautbestand eines Wortes, bloß den jetzt gesprochenen Laut wiedergeben will, nur der krasse Phonetiker, darf das h in zeh n beseitigen. Wer die Abschaffung der großen Anfangsbuchstaben bei den Hauptwörtern bekämpft und meint, sie seien doch wohl ein uralter Besitz, ein Vorzug des Deutschen vor den anderen Sprachen, der wird recht erstaunt sein, wenn ihm aus gar nicht sehr alten Drucken nachgewiesen wird, daß vor etwa 200 Jahren die großen Buchstaben noch mit vollendeter Willkür und Regellosigkeit jedem beliebigen Worte gegeben, ja, in die Mitte der Wörter gesetzt wurden, und daß in noch früherer Zeit das Deutsche sich derselben nur zu Beginn eines Abschnittes oder auch wohl bei Eigennamen bediente, wie alle andere Sprachen auch. Und nicht viel anders verhält es sich mit unserer sogenannten deutschen Schrift, die weiter nichts ist, als eine mittelalterliche Verschönerung und Verunstaltung der lateinischen.

Noch mehr aber, als durch solche orthographischen Fragen, werden wir auf die Sprache früherer Geschlechter hingewiesen, wenn wir platt- und hochdeutsche Wörter vergleichen. Wie kommt es, daß aus und das im Plattdeutschen üt und dat heißen, daß also in diesen Wörtern einem hochdeutschen s ein plattdeutsches t entspricht, während doch in Haus und Glas,

plattdeutsch hūs und glas, beide Dialekte im Auslaute ein s aufweisen? Beides hat seinen guten Grund, aber nur ein Rückblick auf frühere, weit entlegene Zeiten führt zu dessen Erkenntnis.

Deutsche Litteraturgeschichten und Grammatiken pflegen nun die Hauptergebnisse der modernen Sprachwissenschaft an die Spitze zu stellen und daraus deducierend bis zur Gegenwart vorzuschreiten; im nachfolgenden ist der Versuch gemacht, zunächst inductiv den wesentlichen Unterschied des Platt- und Hochdeutschen nachzuweisen, von dem jetzigen Stande beider Dialekte aus die Hauptstationen der Entwicklung unserer Muttersprache rückwärtend zu gewinnen und dann erst den durch dieselben sicher gekennzeichneten Weg von seinem Anfange an bis in die Gegenwart hinein zu verfolgen. Bei diesem Verfahren wird es nicht allzu schwierig sein, zugleich die wichtigsten das Deutsche betreffenden Lautgesetze und einige Fundamentalsätze der historischen Sprachforschung überhaupt zu entwickeln. —

Sämmtliche Mundarten unsers deutschen Vaterlandes zerfallen in nieder- resp. plattdeutsche und in ober- resp. hochdeutsche; welcher feinere Unterschied zwischen nieder- und plattdeutsch und ober- und hochdeutsch zu machen ist, kann erst später auseinander gesetzt werden. Die niederdeutschen Mundarten haben ihren Namen davon, daß sie in Niederdeutschland, d. h. in der norddeutschen Tiefebene von der Ems bis zur Memel gesprochen werden, das Wort niederdeutsch bezeichnet also zunächst durchaus nicht etwa ein niederes, d. h. tiefer stehendes, schlechteres, verdorbenes Deutsch gegenüber dem feineren Hochdeutsch, sondern ist auf die geographische Beschaffenheit Deutschlands zurückzuführen. Die oberdeutschen Mundarten heißen in derselben Weise danach, daß sie in dem gebirgigen, höher gelegenen Mittel- und Süddeutschland, welche man zusammen auch wohl Oberdeutschland nennt, gesprochen werden. Innerhalb eines jeden dieser beiden großen Sprachgebiete finden sich allerdings wieder viele und bedeutende Verschiedenheiten: der pommerische

oder märkische Bauer wird nicht ohne weiteres den Ostfriesen, der doch auch ein richtiges Plattdeutsch spricht, verstehen, und gar erst das echte Friesisch, wie es noch im oldenburgerischen Saterlande und auf einigen der friesischen Inseln gesprochen wird, ist, obwohl im weiteren Sinne ebenfalls niederdeutsch, doch allen übrigen Niederdeutschen fast ganz unverständlich; innerhalb des Oberdeutschen andrerseits wird es einem Alemannen oder Schwaben nicht leicht sein, in seinem echten Dialekte eine einigermaßen fließende Unterhaltung mit einem Thüringer oder Schlesiern zu führen; und doch sind die Differenzen innerhalb der niederdeutschen Mundarten und ebenso die wohl noch mannigfaltigeren Verschiedenheiten innerhalb der ober- und mitteldeutschen nur quantitative, während zwischen nieder- und oberdeutsch ein qualitativer Unterschied besteht. Innerhalb eines jeden der beiden großen Sprachgebiete wird nur derselbe lautliche Stoff verschieden bearbeitet, niederdeutsch und oberdeutsch dagegen haben einen wesentlich verschiedenen Lautbestand. Hierauf kann nicht oft und nachdrücklich genug aufmerksam gemacht werden, denn vielfach wird in Norddeutschland, wo der hochdeutschen Schriftsprache eben die plattdeutschen Volksmundarten gegenüberstehen, die Bezeichnung „platt“ durchaus unwissenschaftlich und unrichtig für jeden, auch oberdeutschen, neben der Schriftsprache bestehenden Volksdialekt gebraucht. So hört man von einem Berliner Platt reden — noch mit einiger Berechtigung, denn der Berliner Volksjargon, der gemeint ist, enthält in der That viele plattdeutsche Elemente, so z. B. ik ich, dat oder det das, dün thun, éner einer u. s. w.; wenn aber sogar ein Wiener Platt genannt wird — und das geschieht in der That — so ist das ein durchaus zu bekämpfender Sprachgebrauch oder vielmehr Mißbrauch. Mag das Wienerische sich noch so weit von der Schriftsprache entfernen, es bleibt immer oberdeutsch; einem Wiener Kinde ist es ebenso unmöglich, platt zu sprechen, wie einem Sohne der rothen Erde zu wienern.

Treten wir jetzt der Frage näher: Welches ist der charakteristische, durchgreifende Unterschied zwischen nieder- resp. plattdeutsch und ober- resp. hochdeutsch? so finden wir sofort die größte Verschiedenheit sowohl in den Consonanten, wie in den Vokalen. Die letzteren allerdings müssen bei unserer kurzen Betrachtung in den Hintergrund treten; diese flüssigen, so vielen Veränderungen ausgesetzten Silbenelemente, die kurz oder lang, hell oder dunkel, rein oder gemischt, deutlich oder halb verschluckt und gequetscht hervorgebracht werden, so daß sie durch unsere gewöhnliche Schrift nicht annähernd getreu zu bezeichnen sind, haben sich bisher einer genauen Untersuchung noch entzogen. Wir richten unsere Aufmerksamkeit daher in erster Linie auf die festeren, dauerhafteren und besser bestimmbaren Consonanten, an denen der Unterschied zwischen platt- und hochdeutsch auch völlig ausreichend constatirt werden kann.

Zunächst stellen wir eine Anzahl von solchen platt- und hochdeutschen Wörtern zusammen, die besonders geeignet sind, den zu untersuchenden Unterschied deutlich erkennen zu lassen. Der zwischen *ê* und *ei* liegende plattdeutsche Laut, der in einigen Mundarten wie reines *ê*, in anderen wie *e* mit nachgeschlagenem *i*, in noch andern wie *ei* klingt, ist mit *e'* bezeichnet; mit *o^u* der zwischen *ô* und *au* variierende Laut; *g* liegt zwischen *a* und *o*. Unsere Wörter sollen sein:

I. *toⁿ* zu, *he^t* heiß, *de^p* tief; *rik* reich, *drög* trocken; *pund* Pfund, *schap* Schaf, *af* ab.

II. *fo^t* Fuß, *vader* Vater, *wat was*. *söt* süß, *jar* Jahr, *le^w* Lieb, *riden* reiten, *mo^uder* Mutter, *ngwer* Nachbar, *häs* Haus.

Ein Blick auf diese Zusammenstellung lehrt, daß in den Beispielen unter I den durch den Druck hervorgehobenen plattdeutschen Consonanten verschiedene hochdeutsche entsprechen, während unter II solche Fälle zusammenstehen, in denen beide Dialekte die gleichen Consonanten aufweisen. Es entspricht aber unter I einem

plattdeutschen **t, d; k, g; p, f** der Reihe nach ein hochdeutsches **z** und **h, t; ch, c (F); pf** und **f, b**; zu dem letzteren Beispiele **af ab**, ist die Beschränkung hinzuzufügen, daß einem plattdeutschen **f** nur im Auslaute hochdeutsches **b** entspricht, im Anlaute aber hochdeutsches **f**, wie das erste Beispiel unter II: **fo^t Fuß**, zeigt. Dieses Consonantenverhältnis läßt sich unter eine sehr einfache Formel bringen, es ist nur nöthig, die betreffenden Consonanten ihrem Wesen nach zu bestimmen und zu classificieren. Eine gemeinsame Eigenthümlichkeit der hervorgehobenen Consonanten unter I gegenüber denen unter II besteht nun darin, daß bei ihrer Erzeugung durch eines der sprachlichen Organe, durch die Lippen, die Zunge und Zähne und den Gaumen, ein fester Verschluß hergestellt wird, den der Luftstrom dann mit mehr oder weniger Kraft, gleichsam explodierend, durchbricht; daher nennt man sie Verschlußlaute oder *explosivae*. Nach den bei ihrer Hervorbringung besonders thätigen Organen nennt man ferner **k, g** (und **ch**) Gaumen- oder Kehllaute; **p, b** (und **f pf**) Lippenlaute; **t, d**, englisches **th** (und **z h**) Zungen- oder auch Zahnlaute. Mit den eingeklammerten **ch, f** und **pf, z** und **h** hat es eine eigene Bewandnis, vorläufig mögen sie unter den Verschlußlauten gebildet werden. Weiter unterscheidet man innerhalb der Laute dieser drei Organe nach der Energie resp. der Art und Weise der Aussprache einen harten, lat. *tenuis*, einen mittleren weichen, lat. *media*, und einen gehauchten Laut, lat. *aspirata*; so nennt man denn **k** den harten, **g** den weichen, **ch** den gehauchten Kehllaut; **t** den harten, **d** den weichen, engl. **th** und **z** den gehauchten Zahnlaut; **p** den harten, **b** den weichen, **f** den gehauchten Lippenlaut. Diesen Verschlußlauten stehen unter II solche Laute gegenüber, bei deren Erzeugung die Sprachwerkzeuge keinen festen Verschluß bilden, bei denen der Luftstrom nicht explodierend, sondern anhaltend in beliebiger Dauer wirkt. Man nennt sie deshalb Dauerlaute oder *continuae* und zwar speciell **v, w, s, l** und **j** Reibelauten,

m und n Nasale, r den Zitterlaut. Nach der heutigen Aussprache gehören zu den Reibelauten auch ohne Zweifel f, ch und ß, die aus andern später anzugebenden historischen Gründen so eben zu den Verschlusslauten gestellt worden sind. Für sich steht dann der Hauchlaut h, pf und z=ts werden auch Doppellaute genannt, ß ist eine Modification des z.

Folgendes Schema¹⁾ möge diese Eintheilung der deutschen Consonanten veranschaulichen:

Sprach- organe	Verschlusslaute			Dauerlaute			Doppel- laute	Hauch- laut
	hart, tenuis	weich, media	gehaucht, aspirata	Reibelaute	Zitter- laut	Nasale		
Gaumen:	k	g	* ch	*ch, j				h
Lippen:	p	b	* f	*f, v, w		m	pf	
Zunge und Zähne:	t	d	engl. th, *z, *ß	*ß, s	l	r	n	*z=ts

Bei unserer Frage nach dem charakteristischen Unterschiede zwischen dem platt- und hochdeutschen Consonantismus interessieren uns natürlich die in beiden Dialekten übereinstimmenden Consonanten, die Dauerlaute und der Hauchlaut h, zunächst weiter nicht; wir wenden uns jetzt ganz den Verschlusslauten, ch, f, z und ß mit eingerechnet, und den Doppellauten zu.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf die Beispiele unter I, so können wir mit Benutzung unserer obigen Klassifikation zuerst constatieren, daß ein Lautwechsel nur zwischen den Lauten ein und desselben Organs²⁾ stattfindet. Keimmal sehen wir etwa einem plattdeutschen k ein hochdeutsches b oder f, d oder z entsprechen, keimmal einem plattdeutschen p etwa ein hochdeutsches g oder ch, t oder d und so fort. Ein Rehlaut kann nur mit einem andern Rehlauten wechseln, ein Lippenlaut nur mit einem andern Lippenlaute, ein Zungen- oder Zahnlaut

nur wieder mit einem solchen. Aber auch der Wechsel zwischen den Lauten desselben Organes ist ein streng geregelter. Plattdeutsches *k* entspricht einem hochdeutschen *ch*, aber nicht umgekehrt; plattdeutsches *t* steht an der Stelle von hochd. *z*, umgekehrt aber nie plattd. *z* an der Stelle eines hochd. *t*. Welches ist also das wechselseitige Verhältnis zwischen den platt- und hochdeutschen Verschlusslauten desselben Organes? Wir finden das Gesetz sofort, wenn wir in unsern Beispielen die betreffenden Consonanten nach den Abstufungen der Aussprache als harte, weiche und gehauchte bezeichnen. In *to^a* zu und *söt* süß entspricht also der plattdeutsche harte Laut dem hochdeutschen gehauchten, dasselbe ist der Fall bei den Kehllauten: *rik* reich und bei den Lippenlauten: *de^p* tief, *schap* Schaf; in *de^p* tief entspricht der plattdeutsche weiche Laut dem hochdeutschen harten, dasselbe sehen wir an *drög* trocken zweimal; in *af* ab endlich entspricht der plattdeutsch gehauchte Laut dem hochdeutschen weichen. Sprechen wir die so gemachten Beobachtungen in folgender allgemeiner Form aus:

plattd. harter Laut entspricht hochd. gehauchtem,

plattd. gehauchter Laut entspricht hochd. weichem,

plattd. weicher Laut entspricht hochd. hartem,

so haben wir damit die eine Hälfte desjenigen Gesetzes, dessen Entdeckung für die moderne Sprachwissenschaft geradezu epochemachend gewesen ist. Wir gehen hier auf Einzelheiten noch nicht weiter ein, sie werden besprochen werden, wenn wir erst die andere Hälfte dazu gefunden haben werden. Leicht zu merken ist dieses Lautgesetz an dem Worte *tamtam*; es enthält die Anfangsbuchstaben der lateinischen Benennungen *tennis*, *aspirata*, *media* in der Reihenfolge, daß der voranstehende Buchstabe jedesmal den plattdeutschen Laut bezeichnet, der folgende den ihm entsprechenden hochdeutschen.

Wann ist nun aber diese Spaltung in das Deutsche hineingekommen? Welches war der Lautbestand vor dieser Spaltung?

Ist der nieder- oder der hochdeutsche Consonantismus der ältere? Wie ist der Lautwechsel zu erklären? Diese Fragen werden uns jetzt beschäftigen.

Legt man die erste dieser Fragen einem Laien vor, so erhält man wohl die Antwort, daß, da ja doch Luther der Begründer unserer hochdeutschen Schriftsprache heiße, vor seiner Zeit ein Hochdeutsch nicht existiert haben werde. An dieser Meinung ist soviel richtig, daß innerhalb der plattdeutschen Landen vor 1500 ein Hochdeutsch so gut wie nicht vorhanden war; in Norddeutschland war das Platt damals die Sprache der Gerichte, der Kanzel und meist auch der Höfe. Dieser niederdeutsche Norden aber macht nur etwa den dritten Theil Deutschlands aus, in den andern zwei Dritteln wurde oberdeutsche Mundarten gesprochen, schon lange vor Luther. Ja, schon im Anfange des etwa elf Jahrhunderte umfassenden Zeitraumes, während dessen wir die ununterbrochene Entwicklung des Deutschen verfolgen können, stoßen wir auf den Gegensatz hoch- und niederdeutscher Rede, und zwar ist dieser Gegensatz in der ältesten Zeit, im 9. Jahrhundert nach Chr., nicht etwa geringer als jetzt, sondern im Gegentheil weit schärfer ausgeprägt. „Aber wir können die Geschichte der Deutschen doch noch viel weiter rückwärts verfolgen, als etwa bis zu Karl dem Großen!“ Allerdings, ihre Geschichte, aber nicht ihre Sprache. Nur ein althehrwürdiges sprachliches Denkmal ragt hinaus über das wüste Chaos der Völkerwanderung, welches die nächsten Jahrhunderte füllt; nur von einem deutschen Volksstamm wissen wir, wie er im 4. Jahrhundert nach Chr. gesprochen hat. Unmittelbar vor dem vernichtenden Anstrome der Hunnen hatte der westgothische Bischof Ulfilas die Bibel in das Gothische übersetzt; ansehnliche Bruchstücke dieser Uebersetzung sind uns erhalten. Diese für das Studium aller germanischen Sprachen geradezu unschätzbaren Sprachreste müssen nun doch wohl auch für unsere Frage, ob der nieder- oder hoch-

deutsche Consonantismus der ältere sei, von entscheidender Bedeutung sein.

Einige wenige Beispiele werden genügen, um erkennen zu lassen, auf welcher Stufe die gothischen Consonanten stehen. Die Präposition **ab** heißt gothisch **af**, **reich** **reik-**, **todt** **dauth-**, **tief** **diup**, **trinken** **drigkan** (**gk** = **nk**), **das** **thata**, **ich** **ik**, **gieb** **gif**, **Theil** **daila**, **Tag** **dag-**, **heiß** **haitan**, **gut** **god-** u. s. f.

Es ist klar: Die gothischen Consonanten stehen auf derselben Stufe wie die niederdeutschen. „Demnach“, könnte man nun hieraus weiter folgern wollen, „ist der niederdeutsche Consonantismus der echte alte deutsche.“ So nahe es liegt anzunehmen, daß diejenige Lautstufe, welche das älteste Sprachdenkmal aufweist, auch in der That die älteste ist, so wenig zwingend ist doch dieser Schluß. Es ist an sich sehr gut möglich, daß z. B. die Alemannen, welche wir später als die Hauptvertreter des hochdeutschen Consonantismus werden kennen lernen, diese Lautstufe bereits eingenommen hatten, als Ulfilas die Bibel übersetzte; einzig daraus, daß hochdeutsche Sprachdenkmäler aus dieser Zeit fehlen, darf man keineswegs folgern, daß es damals überhaupt noch kein Hochdeutsch gegeben habe. Und wirklich sind hervorragende Germanisten, wie Wilhelm Wackernagel, der Ansicht, daß die Spaltung in ober- und niederdeutsche Rede bis in die Zeit des Tacitus, also bis in das 1. Jahrhundert nach Chr. zurückgehe, daß „in Tacitus' Germania der Gegensatz suevischer und unsuevischer Völker nicht ohne Beziehung auf diesen sprachlichen Gegensatz getroffen sein möge.“²⁾ Einigen Anhalt für diese Vermuthung geben bei gänzlichem Fehlen zusammenhängender Sätze die deutschen Eigennamen dieser Zeit, die Namen deutscher Völker und Fürsten, Ortschaften und Flüsse, welche uns von lateinischen und griechischen Schriftstellern mehr oder weniger entstellt überliefert sind.

Hiermit scheint die äußerste Grenze der Forschung erreicht zu sein, die Quellen scheinen versiegt, und unsere Frage nach

der Priorität des einen der beiden deutschen Dialekte müssen wir noch immer als eine offene betrachten! Hoch- und Niederdeutsch können danach schon vor 1800 Jahren neben einander bestanden haben, den Zeitpunkt der Trennung haben wir noch nicht gefunden.

Muß denn aber früher einmal statt der Zweiheit eine Einheit vorhanden gewesen sein? Kann nicht das Deutsche von vornherein in die zwei Dialekte gespalten gewesen sein? — Was heißt aber: von vornherein? Wo liegt der Anfang des Deutschen? Ist es eine Ursprache, die mit den ersten geistigen Regungen des Menschengeschlechts entstanden, mit ihnen weiter entwickelt und herangebildet ist? Oder steht es zu einer anderen älteren Sprache etwa in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die romanischen Sprachen zum Latein? Und welches ist diese Sprache, von welchem Volke und zu welcher Zeit gesprochen? — Innerhalb des Deutschen und aus dem Deutschen heraus kommen uns über alle diese sich aufdrängenden Fragen keine Aufschlüsse mehr; von einem fernen, weit entlegenen Punkte her sollte über die Urgeschichte der deutschen Sprache ein helles, wunderbares Licht geworfen werden. Erst die Entdeckung des Alt-Indischen, der Sanskritsprache, hat uns über den ältesten Lautbestand des Deutschen und zugleich über das Verhältniß des Deutschen zu den andern europäischen Sprachen Klarheit verschafft. Diese zu Salomos Zeit in Vorderindien an der Küste von Malabar gesprochene Sprache, deren erste wissenschaftliche Erforschung ein Verdienst der von den Engländern 1784 gegründeten asiatischen Gesellschaft ist, enthält nämlich eine so große Anzahl von Wörtern, die die unverkennbarste lautliche Aehnlichkeit mit deutschen Wörtern von derselben Bedeutung haben, daß ein innerer Zusammenhang des Sanskrit mit dem Deutschen vorhanden sein muß.

Wenn wir dasselbe Wort in zwei verschiedenen Sprachen finden, so kann es von vornherein mehrere Erklärungen dafür

geben. Die eine Sprache kann es aus der andern entlehnt haben, oder beide können es auf gleiche Weise aus einer dritten Sprache entnommen haben, oder aber das Wort wird von beiden Sprachen mit gleichem Recht als ursprünglich in Anspruch genommen, es gehört zu dem ihnen beiden gemeinsamen, uralten Wortschatze. Lehnwörter, sowohl der ersten wie der zweiten Art, sind nun im Ganzen leicht zu erkennen. Unser liebes Deutsch ist leider gar zu reich daran; aber auch andere Sprachen. Wenn Wörter wie: Natur, Mathematik, Magnet, Telegraph, Electricität, Astronomie, Chemie oder Alchymie, Musik, Doctor u. s. w. in allen neuen europäischen Sprachen mit geringen Abweichungen dieselben sind, so beweist das für die Verwandtschaft dieser Sprachen noch gar nichts; diese Wörter sind von allen Sprachen gleichmäßig aus dem Lateinischen oder Griechischen oder gar Arabischen, meist als Kunstausdrücke, herübergenommen.

Ganz anders aber steht die Sache, wenn in zwei Sprachen die lautlichen Fixierungen der allerältesten, ursprünglichsten Anschauungen und Begriffe identisch sind, so z. B. die Zahlen, die Bezeichnungen der nächsten verwandtschaftlichen Verhältnisse (Vater, Mutter, Bruder, Schwager), der Körperteile (Herz, Fuß, Knie) und vieler anderer wichtigen, dem Naturmenschen besonders naheliegenden Gegenstände, Thätigkeiten, Beziehungen; und dies ist im Sanskrit und im Deutschen der Fall. Hier kann der Gedanke an eine Entlehnung, sei es nun des Deutschen aus dem Sanskrit oder des Sanskrit aus dem Deutschen, vernünftigerweise garnicht aufkommen. Die Identität dieser Wörter kann nur auf Verwandtschaft, und gehen wir gleich noch einen Schritt weiter, auf einer ursprünglichen Einheit des Sanskrit und des Deutschen beruhen. Ein ähnliches Verhältnis nun besteht auch zwischen dem Sanskrit einerseits und andererseits dem Lateinischen, Griechischen, Celtischen, Slavolettischen und Persischen; der Lautbestand des Sanskrit ist

im Ganzen so alterthümlich, daß alle diese Sprachen resp. Sprachgruppen, so weit sie auch von einander zu stehen scheinen oder wirklich stehen, in dem Sanskrit annähernd ihre höhere Einheit finden. Sie alle, und natürlich das Deutsche dazu, machen eine große Sprachfamilie aus, in welcher das Sanskrit der Ursprache im Ganzen am nächsten steht. Diese ganze Sprachfamilie wird nach den beiden äußersten Extremen, den Indern im fernen Südosten und den Germanen im hohen Nordwesten, die indogermanische genannt. Als Heimath des indogermanischen Urvolkes vor jeder Trennung betrachtet man das Hochland von Iran zwischen dem kaspischen Meere und dem persischen Meerbusen.

Wir haben mit dieser Constatierung des indogermanischen Urvolkes die letzte Station des Weges gewonnen, den wir nun mit Sicherheit in umgekehrter Richtung durchschreiten können. Wir wurden durch immer neue sich aufdrängende Fragen und Bedenken immer weiter nach rückwärts verwiesen; auch jetzt, wo wir auf der End- und Anfangstation unseres Weges angelangt sind, ruhen die Fragen nach dem darüber hinaus liegenden noch nicht. Wir können uns hier aber nicht in eine Erörterung der verschiedenen Theorien über das Verhältnis des indogermanischen Urvolkes zu anderen, z. B. zu dem semitischen, einlassen. Könnte auch wirklich noch der Punkt bezeichnet werden, wo Indogermanen und Semiten zusammentreffen, so würde damit das Verlangen, auch noch über diesen Punkt hinaus weiter in die ungemessenen Zeiträume der vorgeschichtlichen Entwicklung des Menschengeschlechts vorzudringen, erst recht rege gemacht werden. Jede neue Antwort erzeugt hier eine neue Frage, jeder neu aufgerichtete äußerste Mark- und Grenzstein erweckt die Lust, über ihn hinaus weiter fortzuschweifen; wir würden uns schließlich in Hypothesen über die Entstehung des Menschengeschlechts verlieren. Für uns ist jetzt das indogermanische Urvolk auf dem iranischen Hochlande da,

geschieden durch seine Volksindividualität, namentlich also durch seine Sprache, von seinen Nachbarn, wenn es in der ältesten Zeit überhaupt Nachbarn gehabt hat; wie es dahin gekommen ist wissen wir nicht.

Die Zeit, in welcher die späteren Germanen einen Bestandtheil des noch völlig gleichartigen homogenen Urvolkes ausmachten, bildet die erste vorgegeschichtliche Periode der deutschen Sprache. Aus eben dieser Zeit stammen die im Altindischen und im Deutschen gemeinsam vorhandenen Wörter. Sie bezeugen aufs deutlichste, daß vor jeder Trennung das Indogermanische, wenn es die Stadien einer einsilbigen Wurzelsprache, wie das Chinesische, und einer agglutinierenden, d. h. Stamm und Endung nur äußerlich, mechanisch verbindenden, gleichsam zusammenleimenden Sprache, wie das Türkische, überhaupt durchlaufen hat, bereits auf der höchsten Stufe der wirklichen Flexion angelangt war. Denn nicht nur die große Mehrzahl der Wortstämme ist in allen indogermanischen Sprachen identisch, sondern auch die Mehrzahl der Endungen und — eine Hauptsache — die Art und Weise, wie Stamm und Endung mit einander zur Wortheinheit verbunden werden ist dieselbe, und zwar flectierend, d. h. Stamm und Endung sind zu einem organischen Ganzen zusammengewachsen. Fragen wir nach der Lautstufe, auf welcher der Consonantismus der indogermanischen Ursprache gestanden hat, um jetzt endlich zu entscheiden, ob die nieder- oder hochdeutsche Stufe die ursprüngliche ist, so finden wir, daß da, wo im Niederdeutschen der weiche, im Hochdeutschen der harte Laut steht, in der Ursprache ein gehauchter gesprochen wurde, daß, wo niederdeutsch der harte, hochdeutsch der gehauchte, in der Ursprache der weiche, wo niederdeutsch der gehauchte, hochdeutsch der weiche, in der Ursprache der harte Laut erscheint, ein Verhältnis, welches an sich auch noch nicht die Priorität eines der beiden deutschen Dialekte beweist. Denn an sich könnten ja gerade so gut z. B.

aus den weichen Lauten der Ursprache zuerst die gehauchten des Hochdeutschen und aus diesen die harten des Niederdeutschen entstanden sein, wie umgekehrt; aus dem sanskr. *dva* das hochdeutsche *zwei* und aus diesem das niederdeutsche *twei* gerade so gut, wie aus dem sanskr. *dva* erst das niederdeutsche *twei* und aus diesem das Hochdeutsch *zwei*. Oder aber es könnte z. B. der gehauchte Laut der Ursprache zu gleicher Zeit⁴⁾ von den Urahnen der Niederdeutschen als weicher, von den Urahnen der Hochdeutschen als harter gesprochen sein (sanskrit *bhrâtar*, goth. *brôthar*, niederdeutsch *brö(d)r*, streng althochdeutsch *pruatar*), so daß von einer Priorität überhaupt nicht die Rede wäre. Welche von diesen Möglichkeiten die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat, wird sich nun bald herausstellen; kehren wir zunächst zu unserm indogermanischen Urvolke zurück.

Einen wie großen Zeitraum die erste vorgeschichtliche Periode des Deutschen nicht nur, sondern aller indogermanischen Sprachen umfaßt, ist nicht annähernd festzustellen. Konnte aber in einem noch nicht allzu zahlreichen Volke sich lange Zeit ein einheitlicher Volkscharakter und eine einheitliche Sprache erhalten, so mußten bei wachsender Bevölkerung und der dadurch veranlaßten größeren räumlichen Ausdehnung allmählich kleinere, zuerst kaum merkliche Unterschiede sich herausbilden. Im Laufe der Zeiten jedoch mußten diese Unterschiede immer größer werden, die ursprünglich einheitliche, gleichartige Sprache mußte in eine Anzahl von Mundarten und Dialekten sich zerlegen; diese Dialekte mußten, nachdem durch den immer größer werdenden räumlichen Abstand eine stete Berührung und Ausgleichung unter ihnen unmöglich geworden war, allmählich zu selbständigen Sprachen werden. Aus der größeren oder geringeren Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen unter einander und mit der erschlossenen Ursprache läßt sich wahrscheinlich machen, daß zuerst eine Dreitheilung stattgefunden hat: derjenige Stamm, welcher sich nach Norden hin ausgedehnt hatte und in dieser

Richtung weiter ziehend sich von dem Hauptstocke schließlich ablöste, bestand aus den Borahnen der Germanen und Slavoletten; nach Westen hin wanderten später die Borahnen der Griechen, Italiker und Celten; von der dritten Gruppe, den Indopersern, blieben die Perser im wesentlichen in der alten Heimath sitzen, während die Inder sich nach Südosten wandten und von Norden in Vorderindien eindringen. Wir lassen die andern Völker ihre Wege ziehen und beschäftigen uns jetzt nur mit den Slavogermanen²⁾, wie man statt des eigentlich richtigen Slavo-letto-germanen zu sagen pflegt.

Die Zeit, in welcher die späteren Germanen, durch Sitte und Sprache mit den späteren Slavoletten noch zu einem Volke geeint, ihre Wanderung fortsetzten, macht die zweite vorgegeschichtliche Periode des Deutschen aus. In dieser Zeit sind manche Wurzeln und Wörter verloren gegangen, während andere theils neu auftreten, theils ihre Bedeutung ändern. Der den Slavogermanen speziell eigene Wortschatz scheint darauf hinzuweisen, daß es eine Zeit des Kampfes, der Noth und Arbeit, aber auch der sittlichen Entwicklung und geistigen Erhebung war, welche die Slavogermanen gemeinsam durchlebten. Die Sprache ist reich an Ausdrücken dieser Sphäre. Auch neue Krankheiten, von denen die ältere Zeit nichts gewußt zu haben scheint, werden genannt; überhaupt liegt es wie ein dunkler Schatten auf dieser slavogermanischen Periode, die Mühseligkeiten einer langen, schweren Wanderung durch ödes Land scheinen sich in der Vermehrung des Sprachschazes abzuspiegeln. Aber nicht nur der gemeinsame Wortschatz der Slaven und Germanen legt Zeugnis davon ab, daß beide Völker längere Zeit ein Volk gebildet haben müssen, auch die gemeinsamen Aenderungen der Flexionsformen sprechen dafür. Noch wichtiger aber und für unsere Hauptfrage entscheidend ist das Verhalten der Slavogermanen gegenüber dem Consonantismus der indogermanischen Ursprache. Diese besaß neben den harten und

weichen Verschlußlauten k und g, p und b, t und d, die weichen gehauchten Laute gh, bh und dh; die harten gehauchten kh, ph und th waren wahrscheinlich in der Bildung begriffen. Die gehauchten weichen Laute nun haben die Slavogermanen aufgegeben, indem sie den Hauch wegließen und statt der gehauchten die ungehauchten reinen weichen, statt gh, bh und dh = g, b und d sprachen. Nach der bisherigen Auseinandersetzung aber ist klar, daß derjenige deutsche Dialekt der ältere sein muß, dessen Consonantismus dem slavischen am nächsten steht. Nun hat das Wort roth im Hochdeutschen auslautendes t — das von der neueren Orthographie mit Recht beseitigte h hat nichts zu bedeuten — im Gothisch-niederdeutschen und im Slavischen ein d (raud-s, rüd-rü); der Stamm des Wortes thun lautet hochdeutsch mit einem t an — das h ist wieder ungehörig — im Gothisch-niederdeutschen und im Slavischen mit d (Stamm da-, do-, de-), ebenso Tochter im Hochdeutschen mit t, im Gothisch-niederdeutschen und im Slavischen mit d (dauhtar, dochter, lit. duktė); der Stamm des Wortes gern hat im streng Althochdeutschen ein k im Anlaut, im Gothisch-niederdeutschen und Slavischen ein g und ebenso steht es mit Garten, Gast u. s. w.; der Stamm der Wörter Bahre, gebären lautet im Gothisch-niederdeutschen und im Slavischen mit b an (bar-, ber-) im streng Althochdeutschen mit p; Bruder heißt, wie schon oben angeführt, im Gothischen brothar, im Slavischen bratru, dagegen im streng Althochdeutschen pruarar, kurz, daß Gothisch-niederdeutsche und Slavische haben gemeinsam da die weichen Laute b, g und d statt der gehauchten bh, gh und dh der Ursprache, wo das strenge Hochdeutsch die harten p, k und t aufweist. Damit ist erwiesen, daß in diesem Punkte der gothisch-niederdeutsche Consonantismus älter ist, als der hochdeutsche, und eben von diesem Punkte ausgehend werden wir bald erkennen, daß er es überhaupt ist.

Der zeitliche Umfang dieser zweiten vorgeschichtlichen Pe-

(537)

riode des Deutschen läßt sich ebenfalls nicht genauer angeben; man nimmt an, daß die Slavogermanen etwa um 2000 v. Chr. ein Volk gebildet haben. Als solches haben sie wahrscheinlich länger in der Nähe des kaspischen Meeres gewohnt, von hier aus mögen sie in die weiten Ebenen nördlich vom schwarzen Meere eingedrungen sein; hier blieb wohl der eine Theil des Volkes, die späteren Slavoletten, vielleicht von den pontischen Scythen des Herodot vorübergehend unterworfen, zurück, während der andere Theil, die späteren Germanen, zu den Mündungen des Dniestr und der Donau weiter zog. Um das Jahr 1000 v. Chr. dürfen wir die Germanen hier vermuthen.

Wir sind so zu der dritten vorgeschichtlichen Periode des Deutschen gelangt, der Zeit der noch nicht in Dialekte zerfallenen selbständigen deutschen Grundsprache. In dieser Periode hat das Deutsche die ihm eigenthümliche sprachliche Form gewonnen, welche es von allen anderen indogermanischen Sprachen scheidet. Besonders an zwei Erscheinungen zeigt sich seine ganz eigenartige, selbständige Entwicklung, an dem Ablaut und an der Lautverschiebung. In dem Ablaut, d. h. in dem gesetzmäßigen Wechsel der Vokale behufs Bildung der Stammzeiten des starken Verbums, hat das Deutsche eine auch in anderen indogermanischen Sprachen sich vereinzelt vorfindende, aber nicht durchgeführte Erscheinung zu einem vorzüglichen Mittel der Verbalflexion gemacht, und nicht auf das Verbum blieb der Ablaut beschränkt, er beherrscht auch die Wortbildung: derselbe Ablaut, den das Verbum binden zeigt (ich binde, band, gebunden) tritt uns in den Substantiven die Binde, das Band, der Bund entgegen. Auf diese bedeutungsvolle sprachliche That des Deutschen gehen wir hier nicht näher ein, weil der Ablaut sowohl im Niederdeutschen wie im Hochdeutschen noch ziemlich gleichmäßig kräftig ist. Was aber die Lautverschiebung betrifft, so sahen wir soeben bereits, daß die Anfänge dazu bis in die slavogermanische Periode hinein-

reichen; die alten gehauchten weichen Laute wurden zu den reinen weichen, der Hauch wurde aufgegeben. Diese Bewegung setzt sich in der Periode der selbständigen, noch ungetheilten deutschen Grundsprache weiter fort. Als man noch lebhaft empfand, daß die neuen weichen Laute doch eigentlich andere waren als die ursprünglichen weichen, die aus bh, gh und dh entstandenen b, g und d andere als die von Anfang an vorhandenen b, g und d, mußte sich das Bedürfnis herausstellen, um nicht ursprünglich völlig geschiedene Laute in einander fließen zu lassen und dadurch vielfache Ungenauigkeiten und Mißverständnisse zu erzeugen, eine neue Unterscheidung vorzunehmen.⁶⁾ Den ursprünglich gehauchten weichen Lauten bh, gh und dh gegenüber waren nun aber die ursprünglich reinen, nicht gehauchten b, g und d jedenfalls die festeren, bestimmteren Laute gewesen, etwa in dem Maße wie das norddeutsche b fester ist als das thüringische z. B. in Liebe, welches fast wie w klingt. Als nun die gehauchten ihren Hauch allmählig verloren, und so den Laut der reinen weichen Consonanten annahmen, suchte man die alten Media, um das frühere Verhältnis im Ganzen festzuhalten, durch eine festere, energichere Articulation von den neuen zu scheiden, ein Mittel, welches schließlich dazu führen mußte, daß die alten weichen Verschlusslaute, in der einmal eingeschlagenen Richtung sich weiter bewegend, ganz zu harten wurden, die alten b, g und d zu p, k und t. Nun aber stellte sich von Neuem derselbe Uebelstand heraus; die alten harten Laute mußten von den neuen unterschieden werden, ebenso von den weichen; es blieb kein anderes Mittel übrig, als für die alten harten Laute gehauchte anzuwenden, und so wurden aus k, p und t jetzt kh, ph und th. Damit war der Kreislauf der Verschlusslaute, die sogenannte erste Lautverschiebung vollendet und das Deutsche im Ganzen auf der Lautstufe des Gothischen angelangt. Im Ganzen, denn in einem Punkte ist der gothische Consonantismus jünger als der soeben von uns

konstruierte: von den durch die Lautverschiebung aus den alten harten Lauten entstandenen gehauchten kh, ph und th findet sich nur das th wirklich vor, kh und ph sind schon vor unseren ältesten Sprachresten, aus der Reihe der Verschlusslaute austretend, zu dem Hauchlaute h und dem Reibelaute f geworden.

Indogermanische Ursprache:	p	b	bh	t	d	dh	k	g	gh
Deutsche Grundsprache:	ph	p	b	th	t	d	kh	k	g
Gothisch:	f	p	b	th	t	d	h	k	g

Wir haben also nach diesen Ausführungen nicht nur, was wir schon bei der slavogermanischen Periode erkannten, die gothischen und im Ganzen auch die niederdeutschen weichen Laute für älter anzusehen, als die entsprechenden hochdeutschen harten (Lauhtar, Dochter, Tochter), sondern den ganzen Stand der gothisch-niederdeutschen Verschlusslaute, das Produkt der in der slavogermanischen Periode beginnenden, in der Periode der deutschen Grundsprache fortgesetzten und durchgeführten Lautverschiebung, für älter als den der hochdeutschen. Die ganze Tragweite dieser Erkenntnis und das feste Verhältnis der beiden deutschen Dialekte sowohl zu einander, als auch zu der indogermanischen Ursprache wird sich erst völlig klar herausstellen, wenn wir die zweite Lautverschiebung betrachten werden.

Die erste Lautverschiebung mag im 5. Jahrhundert vor Chr. vollendet gewesen sein; das deutsche Grundvolk wird während derselben weiter den Dniestr aufwärts und die Weichsel abwärts sich langsam vorgeschoben haben, um 400 vor Chr. hatte es die Ostsee erreicht. Am Ende dieser dritten vorgeschichtlichen Periode des Deutschen hat sich nun bei den Germanen wiederholt, was wir am Ende der ersten Periode bei dem indo-

germanischen Urvölke sich ereignen sahen: es lösten sich von dem stark angewachsenen Volke einzelne, durch räumliche oder auch verwandtschaftliche Verhältnisse besonders eng verbundene Sippen und Stämme ab und zogen ihren eigenen Weg weiter. Zuerst die späteren Skandinavier. Von der übrigen Menge blieb ein Theil im östlichen Deutschland, ein anderer setzte sich allmählich, nicht ohne heftige und andauernde Kämpfe mit den vor ihnen von Süden aus hier eingetroffenen Celten, in Besitz des westlichen Deutschlands. In der Mitte des ersten Jahrhunderts vor Chr. war eine Zahl tapferer und mächtiger deutscher Stämme bereits auf dem linken Ufer des Rheines angelangt; immer neue Scharen drängten nach, und nur das energische Eingreifen Cäsars verhinderte es, daß die Germanen sich schon damals zu Herren von ganz Gallien machten.

Zwischen dem Eindringen der Germanen in Deutschland und der Bibelübersetzung des Wulfila, dem ersten Denkmal zusammenhängender deutscher Rede, liegen 7 oder 8 Jahrhunderte. Daß in diesem langen Zeitraum sich auch im eigentlichen Deutschland, ganz abgesehen von dem isolierten Skandinavien, nicht unerhebliche dialektische Unterschiede werden herausgebildet haben, ist wohl mit Sicherheit anzunehmen; namentlich scheint ein Unterschied zwischen West- und Ostgermanen, den nicht-suevischen und suevischen Völkerschaften, wie in vielen andern Dingen, so auch in der Sprache vorhanden gewesen zu sein. Wie groß aber der Unterschied war und worin er im Einzelnen bestand, ist schwer zu erkennen. Nur soviel mag mit einiger Sicherheit ausgesprochen werden, daß die Lautstufe der Verschlusslaute bei allen deutschen Stämmen noch die gothisch-niederdeutsche war, daß vor der Völkerwanderung der hochdeutsche Consonantismus sich noch nirgends findet. Die Völkerwanderung aber hat nicht nur in den politischen Verhältnissen der deutschen Stämme, sondern auch auf dem sprachlichen Gebiete Altes gestürzt und Neues erzeugt.

Was zunächst die Wohnsitze der deutschen Völkerschaften anlangt, so fand bekanntlich eine gewaltige Verschiebung von Osten nach Westen und Süden hin statt; Deutschlands Osten, von seinen Bewohnern fast ganz verlassen, wurde von den einst mit den Deutschen so eng verbrüdereten, jetzt als Feinde und Eroberer auftretenden Slaven in Besitz genommen, indem diese im Norden das Land bis an die Elbe, weiter südlich bis zur Saale und über dieselbe hinaus mit leichter Mühe sich zu eigen machten. Auf deutschem Boden finden wir nach der Völkerwanderung von den deutschen Stämmen nur noch die Friesen an den Küsten und auf den Inseln der Nordsee, südlich von von ihnen die Sachsen, zu beiden Seiten des Rheines die Franken, deren östlichster Zweig die Chatten (Hessen) waren, und weiterhin die Thüringer, im Süden die Alemannen, Schwaben und Baiern. Diese Stämme haben nicht nur den Westen Deutschlands gegen die Slaven behauptet, sondern auch allmählich den größten Theil des Ostens ihnen wieder abgerungen.

Auf sprachlichem Gebiete hat sich während der langen Kämpfe der Völkerwanderung die zweite Lautverschiebung vollzogen, durch welche der hoch- oder oberdeutsche Consonantismus geschaffen worden ist. Bei unserer ersten Untersuchung über das Verhältnis des hochdeutschen Consonantismus zum niederdeutschen, in welcher wir fanden, daß niederd. harter Laut dem betreffenden hochd. gehauchten entspricht, niederd. weicher dem hochd. harten, niederd. gehauchter dem hochd. weichen (S. 12), vermochten wir noch nicht zu erkennen, welcher der beiden Dialekte die ursprünglichen Laute am treuesten bewahrt hat, welcher Consonantismus von dem andern abzuleiten ist. Jetzt wissen wir, daß die gothisch-niederdeutsche Lautstufe, entstanden durch die in der slavogermanischen Periode beginnende erste Lautverschiebung der indogermanischen Verschlusslaute, die ältere ist, daß wir die hochdeutsche Lautstufe aus der gothisch-

niederdeutschen herzuweisen haben. Wir brauchen jetzt nicht mehr des neutralen Ausdruckes uns zu bedienen: niederd. harter Laut entspricht dem hochd. gehauchten u. s. w., sondern wir können und müssen jetzt sagen: aus dem älteren gothisch-niederd. harten Laute ist der hochd. gehauchte geworden u. s. w. Vergleichen wir nun aber die erste Lautverschiebung, die den gothisch-niederdeutschen Consonantismus aus dem indogermanischen geschaffen hat, mit der zweiten, durch welche der hochdeutsche Consonantismus aus dem gothisch-niederdeutschen hervorgegangen ist, so finden wir die zweite Hälfte (vergl. S. 12) und damit das Ganze des wunderbaren Gesetzes der deutschen Lautverschiebung. Die Alemannen und Baiern haben nämlich an den gothisch-niederdeutschen Verschlusslauten genau dieselbe Veränderung vollzogen, welche das deutsche Grundvolk in der dritten vorgeschichtlichen Periode des Deutschen mit den Verschlusslauten der indogermanischen Ursprache vorgenommen hat; für beide Lautverschiebungen gilt dasselbe Gesetz: harter Laut wird zum gehauchten, weicher zum harten, gehauchter zum weichen; durch die zweite Lautverschiebung sind die durch die erste entstandenen germanischen Laute nach demselben Gesetze noch um eine Stelle weiter geschoben. In dem Worte *tamtam* bezeichnet nicht nur der erste von je zwei Buchstaben den gothisch-niederdeutschen Laut, der zweite den hochdeutschen (vergl. S. 12f.), sondern auch von je drei Buchstaben immer der erste den indogermanischen, der zweite den gothisch-niederdeutschen, der dritte den hochdeutschen: *t-a-m*; *a-m-t*; *m-t-a*. Im einzelnen ist dabei zu bemerken, daß die schon vor jedem Sprachdenkmal aus der Reihe der Verschlusslaute ausgetretenen *f* und *h* (für *ph* und *kh*), vergl. S. 24, eine besondere Stellung einnehmen, insofern *f* nur im Auslaut von der zweiten Verschiebung angegriffen ist, *h* aber ganz unverändert bleibt; daß das *p* der gothischen Lautstufe im Anlaut zu althochd. *ph*, im Inlaut aber zu *f* wird, so daß wir im Hochdeutschen zweierlei *f* haben, ein im Goth. *f* und

ein im Goth. p lautendes; daß im Hochdeutschen der echte gehauchte Zahnlaut th, wie ihn das Gothische und Altsächsische besaß, wie er sich in den Resten des Friesischen, z. B. auf der Insel Wangerooge, noch in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts vorfand⁷⁾, und wie ihn das Englische erhalten hat, verloren gegangen ist. Denn unser th z. B. in thun, rathen, Muth ist eben kein gehauchter Laut, sondern ein harter, der im Alt- und Mittelhochdeutschen, wo das Dehnungs-h noch nicht alles überwuchert, auch durch einfaches t bezeichnet wird. Die Oberdeutschen haben bei der Verschiebung des alten t an die Stelle des ihnen nicht mundgerechten gehauchten Zahnlautes im Anlaut z, im Inlaut ß treten lassen. Schließlich mag noch erwähnt werden, daß der althochdeutsche gehauchte Kehllaut im Anfange eines Wortes und in Versärfungen auch kch, in der Mitte nach langem Vocal ch und hh sich geschrieben findet (kchorn [chorn] Korn, wekchan wecken, suohhan suchen). So bekommen wir folgendes Schema:

Indogermanische Ursprache:	p	b	bh	t	d	dh	k	g	gh
Deutsche Grundsprache:	ph	p	b	th	t	d	kh	k	g
Gothisch:	f	p	b	th	t	d	h	k	g
Streng Althochdeutsch:	f	anl. ph, inl. f	p	d	anl. z, inl. ß	k	h	anl. kch inl. ch und kh	k

Dieses Gesetz der deutschen Lautverschiebung, welches das Verhältnis der beiden Dialekte untereinander und des Deutschen zum Indogermanischen resp. zu denjenigen indogermanischen Sprachen, die im Ganzen und Großen eine Veränderung der alten Laute nicht haben eintreten lassen, wie das Griechische und Lateinische, ein für allemal regelt, ist gefunden von dem Begründer der Germanistik, Jakob Grimm; nach ihm nennt man

es auch das Grimm'sche Gesetz. Zu seiner Erläuterung noch einige wenige Beispiele.

Die Abstufung: indogerm. *d*, gothisch-niederd. *t*, hochd. *z*, zeigt sich an zwei Zahlen, an zwei und zehn. Zwei heißt im Sanskrit *dva*, goth. *tvai*, niederd. *twein*, hochd. eben zwei; das sanskrit. *daśan* ist goth. *taihun*, plattd. *tein*, hochd. *zehn*. — Wir haben in der Einleitung die Frage aufgeworfen, wie es komme, daß aus und das plattd. *ât* und *dat* heißen, daß also in diesen Wörtern einem hochd. *s* ein plattdeutsches *t* entspricht, während doch in Haus und Glas, plattd. *hâs* und *glas*, beide Dialekte *s* aufweisen. Hier können wir diese Frage beantworten. Da wir wissen, daß der plattdeutsche Consonantismus im Ganzen der ältere ist, werden wir danach auch die Fragestellung einzurichten haben. Also: Wie kommt es, daß plattd. *t* in *ât* und *dat* zu hochd. *s* geworden ist? wie andererseits, daß in *hâs* und *glas*, Haus und Glas, plattd. *s* im Hochdeutschen unverändert geblieben ist? Die zweite Frage beantwortet sich einfach dahin, daß ein *s* als unverschiebbarer Dauerlaut niemals Lautverschiebung erleidet (vergl. S. 9 ff.). Aber wie konnte in *ât* und *dat* das *t* durch die zweite Lautverschiebung zu hochd. *s* werden? Wir müssen ja doch ein *z* erwarten! Und in der That lauten die hochd. *aus* und *das* im Mittelhochdeutschen streng nach der Regel *âz* und *daz*. „In- und auslautendes *z* hat sich in zwei verschiedene Laute gespalten, in *z* und scharfes *s*; für letzteren Reibelaut blieb zunächst *z* als Schriftzeichen, auch *zz* wurde gesetzt; seit Mitte des 13. Jahrhunderts kam auch *ss* auf, selbst einfaches *s*, im 14. Jahrhundert wird *sz* häufig, auslautend wird auch oft einfaches *s* gesetzt, es verdrängte das alte *z* allmählich ganz aus dieser Stelle.“ Der Stamm unseres *aus* und *das* zeigt noch *þ* in *auser*, *außen* und in der Conjunction *daþ*. Das *s* in *Haus* und *Glas* ist also ein ursprüngliches, das *s* in *aus* und *das* steht für *þ* resp. *z*, welches durch die zweite Lautverschiebung aus *t* entstanden ist.

Was das **h** in zeh'n betrifft, so ist ebenfalls in der Einleitung erwähnt worden, es habe sein gutes historisches Recht; auch dieses kann jetzt leicht erwiesen werden. In der indogermanischen Ursprache war es ein **k**, wie das griechische δέκα und das lateinische decem = dekem zeigen. Bei der ersten Lautverschiebung ist das harte **k** zu **kh** geworden, dieses sehr frühe durch **h** ersetzt, was wir im goth. *taihun* vor uns haben; dieses **h** ist durch die zweite Lautverschiebung nicht mehr afficiert, sondern im Hochdeutschen unverändert erhalten (vergl. S. 24 und 27). Wir erblicken also in dem **h** von zeh'n nicht ein müßiges, willkürlich eingesehtes Dehnungs-**h**, sondern den Ursatz des gehauchten Kehllautes **kh**; es ist ein organischer, zu dem ursprünglichen Lautkörper gehöriger Consonant, ein integrierender Bestandtheil des Wortes. Ebenso steht es mit dem **h** des Wortes Vieh. Vieh ist das lat. *pecu*; durch die erste Lautverschiebung wurde **p** zu **ph**, ersetzt durch **f**; **k** zu **kh**, ersetzt durch **h**. Mit diesen Consonanten finden wir das Wort im Gothischen; es heißt *faihu*. Da dieses **f** und **h** nicht weiter verschoben worden, heißt unser Wort althochd. ebenfalls *fihu*; unser neuhochd. **v** im Anlaut ist mit **f** gleichbedeutend und gleichwerthig, vergl. *voll*, *füllen*.

Die Consonanten unseres neuhochd. Wortes drei können wir einmal rückwärts construieren. Der hochd. weiche Laut **d** ist nach der Regel entstanden aus dem gehauchten **th**, dieses aus dem indogermanischen harten **t**; und in der That heißt unser Wort im Goth. neutr. *thrija*, im Sanskrit *trajas*. Alles stimmt, nur unser jetziges plattd. drei will sich nicht einrenken lassen. Wir haben bisher die plattdeutsche Lautstufe der gothischen entsprechen sehen, unser Wort hat aber nicht den gothischen gehauchten Laut, sondern den weichen. Dies kommt daher, daß unser jetziges Niederdeutsch den gehauchten Zahnlaut **th** überhaupt aufgegeben hat, so daß es nur den harten und weichen Laut, **t** und **d**, besitzt; für den gehauchten Laut ist, wie im

Hochdeutschen und auch wohl unter dem Einflusse des Hochdeutschen, der weiche eingetreten. Wie wir im Hochd. zwei verschiedene f constatirt haben, so giebt es also im Niederdeutschen zwei verschiedene d, ein auf älteres th, sanskr. t, ein anderes auf goth. und altfächsisches d, sanskr. dh zurückgehendes; ein Beispiel für letzteres ist hochd. rot(h), plattd. rōd, goth. raud-, sanskr. rudh-. Die verschiedenen hochd. f zeigen sich aber in Fuß und schlafen; Fuß, plattd. fout, goth. fōtus zeigt erst im Sanskrit ein p; es heißt pādas; schlafen hat das p schon im plattd. slāpen und goth. slēpan. Am hochd. pflegen sehen wir, daß das p der deutschen Grundsprache: plattd. plegen, altfächs. plegan, im Anlaute zu pf geworden ist. Schließlich mag noch erwähnt werden, daß die ursprünglichen Verschlusslaute t, p und k unverändert auch im Deutschen durch die Jahrtausende gegangen sind, wenn sie durch einen unmittelbar vor ihnen stehenden anderen Consonanten, namentlich s, gestützt wurden; unverschoben ist geblieben das t in den Verbindungen st, ht, ft; p in sp, k in sk. Sonst ist das Grimm'sche Gesetz die feste Grundlage alles Etymologirens über deutsche Lautverhältnisse, die nicht verlassen werden darf, so verlockend auch bisweilen die Gelegenheit dazu sein mag.

Die zweite Lautverschiebung *) begannen, wie schon erwähnt, die Alemannen und Baiern etwa im fünften Jahrhundert vor Chr.; vollendet ist sie bei ihnen im siebenten Jahrhundert. Die neue Consonantenrevolution blieb aber nicht auf Oberdeutschland beschränkt, sie machte sich auch bei den im Norden bis an die Maas und Schelde hin wohnenden Franken bemerkbar. Aber bei diesen wurden einerseits nicht alle Verschlusslaute gleichmäßig von ihr erfaßt, andererseits verlor sie an Kraft, je weiter sie nach Norden vorzudringen versuchte. Wir können diese Bewegung innerhalb des Fränkischen, welche bis in das 10. Jahrhundert nach Chr. hinein dauerte, hinreichend genau verfolgen: die Chatten (Hessen) oder Oberfranken *) an der

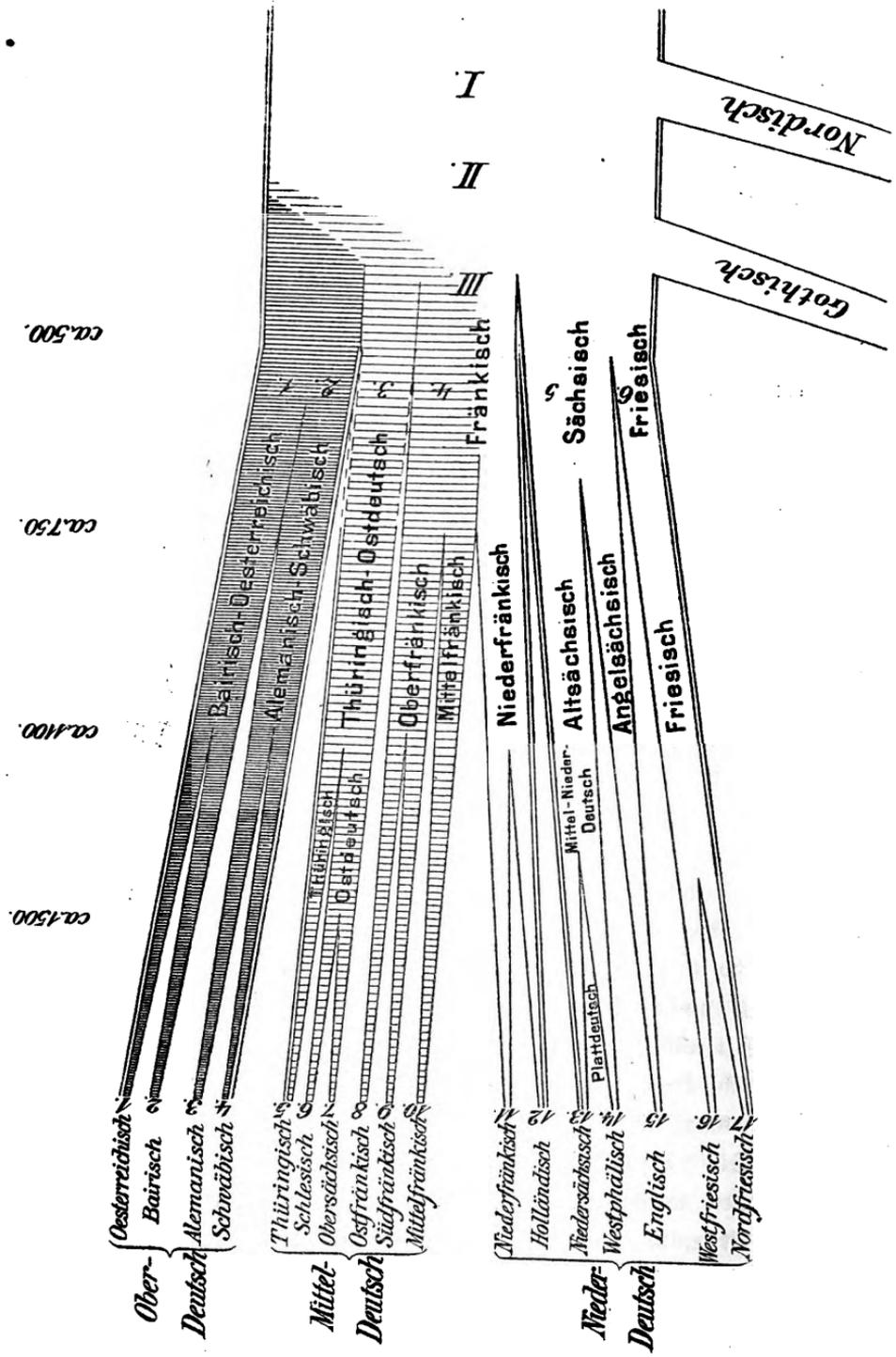
Grenze der Alemannen und Baiern empfanden sie am stärksten in den althattischen Landschaften und an der Mosel war sie schwächer; die Ripuarier oder Mittelfranken zeigen fast dasselbe Verhalten gegen die oberdeutsche Bewegung; aber je nördlicher, um so schwächer wirkte der Stoß. Die Saal- oder Niederfranken in der niederrheinischen Ebene nördlich der Erft und an der unteren Maas und Schelde empfanden gar nichts davon. Unberührt blieben ferner die (Nieder-) Sachsen im Osten der Niederfranken und die Friesen an der Nordsee. Das Thüringische und weiter das Obersächsische (Meißnische) im Königreich Sachsen und das Schlesiſche, welche beiden letzteren Dialekte als Ostdeutsch zusammengefaßt werden, nehmen eine Mittelstufe zwischen dem südlichen Mitteldeutsch und dem Chattischen ein.

Wenn man die deutschen Dialekte, wie wir bisher gethan, nur in niederdeutsche und hoch- resp. oberdeutsche scheidet, wobei man dann unter oberdeutsch die hochdeutschen Volksdialekte versteht, die von der hochdeutschen Schriftsprache vielfach sehr stark abweichen, so muß man diejenigen Dialekte, in denen die zweite Lautverschiebung nur unvollkommen durchgeführt ist, doch zu den hochdeutschen rechnen; nimmt man aber die Dreitheilung in ober-, mittel- und niederdeutsche vor — die mitteldeutschen stehen allerdings den oberdeutschen um vieles näher als den niederdeutschen — so versteht man unter Mitteldeutsch Ober- und Mittelfränkisch (Hessisch), Thüringisch, Obersächsisch und Schlesiſch; unter Oberdeutsch Bairisch, Oesterreichisch, Alemannisch und Schwäbisch; unter Niederdeutsch im engeren Sinne das Plattdeutsch in der norddeutschen Tiefebene von der Provinz Preußen an bis zur holländischen Grenze; im weiteren Sinne niederdeutsch ist auch das Holländische und echt Friesische, ferner von den alten Dialekten das Altsächſische und das dem Englischen zu Grunde liegende Angelsächſische.

Zur Veranschaulichung dieser Verhältnisse und gegenseitigen Beziehungen der deutschen Dialekte mag, soweit sich diese durch

ein Paar einfache Striche darstellen lassen, ein Stammbaum dienen. Der Raum I bezeichnet die Zeit von der ersten Lautverschiebung bis zur erfolgten Ablösung des Nordischen; die weitere eigenartige Entwicklung dieses Zweiges verfolgen wir nicht. Der Raum II bezeichnet die Zeit, wo die Sprache aller deutschen Stämme noch auf der gothisch-niederdeutschen Lautstufe stand; genau bekannt ist das Gothische. Weiter aufsteigend kommen wir zu der Zeit der zweiten Lautverschiebung III; die mehr oder weniger consequente Durchführung derselben ist durch dunklere oder hellere Schraffirung angedeutet. Der erste Zweig zur äußersten Rechten stellt das Bairisch-Desterreichische vor, der zweite das Schwäbisch-Alemannische, der dritte bezeichnet das Thüringisch-Ostdeutsche, der vierte sich dreifach theilende das Fränkische, dessen linker Zweig, das Niederfränkische, aus dem das heutige Niederfränkische und das Holländische hervorgegangen ist, von der zweiten Lautverschiebung unberührt auf der niederdeutschen Stufe stehen geblieben ist. Die anderen niederdeutschen Dialekte umfaßt die linke Hälfte des Stammbaumes. Schon früh lassen sich das Friesische (6.) und Sächsische (5.) innerhalb des Sächsischen wieder das Altsächsische und das Angelsächsische deutlich von einander unterscheiden; das Altsächsische wird zum westphälischen und niedersächsischen Plattdeutsch, welche beiden Mundarten leicht an dem Acc. Sing. des Pronomens 1. u. 2. Person: westphäl. mek, dek, niedersächsisch mi, di, unterschieden werden können; das Angelsächsische wird, verquickt mit vielen romanischen Elementen, zum Englischen; das Friesische kann man in West- und Nordfriesisch eintheilen (in Ostfriesland wird niedersächsisch gesprochen).

Die horizontalen Striche bezeichnen die drei zeitlichen Perioden, welche man in der Entwicklung der deutschen Sprache und Litteratur nach der zweiten Lautverschiebung anzunehmen pflegt. Die erste rechnet man von etwa 750 bis rund 1100, die zweite von 1100—1500, die dritte von 1500 bis zur Gegen-



wart. Combinieren wir diese zeitliche Eintheilung mit der aufgestellten sprachlich-geographischen, so erhalten wir dadurch neun Benennungen: althochdeutsch, altmitteldeutsch, altniederdeutsch; mittelhochdeutsch, mittelmitteldeutsch, mittelniederdeutsch; neuhochdeutsch, neumitteldeutsch, neuniederdeutsch. Diese Benennungen sind nun zwar nicht durchweg üblich, auch nicht genau genug, aber sie sind leicht zu merken und geben immerhin einigen Anhalt.

In der ältesten Zeit gehen nun diese so verschiedenen Dialekte neben einander ihre eigenen Wege, eine gemeinsame über allen stehende Schriftsprache gab es nicht. Werfen wir einen flüchtigen Blick auf ihre Entwicklung, und zwar zunächst des Niederdeutschen¹⁰⁾, so sehen wir, wie das Altsächsische, in welchem Dialekt der Heliand gedichtet ist, von Westphalen aus allmählich immer mehr Boden gewinnt, namentlich nach Norden hin, wo es das benachbarte Friesische schließlich fast ganz verdrängte. In der zweiten Periode (1100—1500) hat das Altsächsische als Mittelniederdeutsch auch nach Osten zu eine große räumliche Ausdehnung erlangt. Am Anfange dieser Periode beginnen nämlich die Kämpfe Heinrichs des Löwen und anderer norddeutscher Fürsten gegen die Slaven jenseits der Elbe und damit die Eroberungen dieser Länder. Dies waren zugleich Eroberungen für die niederdeutsche Sprache. Außerdem trug sie der rege Handelsverkehr der Hanse, welche größtentheils aus niederdeutschen Städten bestand, selbst bis nach Riga hinauf. Wäre jetzt nur die niederdeutsche Sprache, indem sich ihr äußerer Gebietsumfang so bedeutend erweiterte, auch im Gebiete der Litteratur erobernd aufgetreten und hätte sie durch bedeutende Werke der Dichtkunst sich eine gebieterische Stellung erzwungen! Es wäre dann vielleicht möglich gewesen, daß sie, wie das Holländische, sich neben dem Hochdeutschen zu einer besonderen Schriftsprache gestaltet und ausgebildet hätte. Allein in dieser Periode rührt sich wenig eigenthümliche Poesie, und die Sprach-

regel konnte weder rein erhalten, noch gefestigt werden. Was wir aus dieser Zeit besitzen sind meist Land- und Stadtrechte, Willküren, Statuten, Chroniken, Erbauungsbücher und ähnliches. Die niederdeutsche Bearbeitung des Reineke Vos aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und die Scherzgedichte Laurenbergs, geb. 1591, überragen alle andern Produkte des Mittelniederdeutschen bei weitem¹¹⁾. Dieser Mangel einer reichen, selbstständigen Litteratur ist der innere Grund dafür, daß das Niederdeutsche im 16. Jahrhundert als Schriftsprache dem Hochdeutschen völlig unterlegen ist.

In der ersten Litteraturperiode stand die Sache noch wesentlich anders. Die ältesten Sprachdenkmäler des Althochdeutschen dienen dem Christenthum; es sind Uebersetzungen des Glaubensbekenntnisses, der Abschwörungsformeln, des Vaterunsers und kurze Erklärungen derselben; das erste große Gedicht ist das Evangelienbuch des Mönches Otfried von Weissenburg, um 870 verfaßt. Wenn man dieses mit dem gleichzeitig entstandenen niederdeutschen Heliand vergleicht, wird man nicht umhin können einzugestehen, daß die altsächsische Sprache des Heliand wenigstens ebenso ausgebildet und wohlklingend ist, wie die althochdeutsche, in welcher Otfried dichtete, daß aber dem poetischen Gehalte nach der Heliand unbedingt höher steht. Der — uns unbekannt — Dichter des Heliand war eben ein wirklicher Dichter, Otfried eine eigentlich prosaische Natur, die sich nur vereinzelt zu höherem Schwunge aufrafft. Wäre das Verhältnis der niederdeutschen Litteratur zur hochdeutschen in der späteren Zeit dasselbe geblieben, wie zwischen dem Heliand und der Otfriedischen Evangelienharmonie, so hätte dem Niederdeutschen der Sieg gebührt. Während aber in dem Heliand das Niederdeutsche von vornherein den höchsten Gipfel der Vollendung erreicht, in der Folgezeit auch nicht annähernd gleichstehende Geistesprodukte aufzuweisen hat, regt es sich in Oberdeutschland bald an allen Enden; überall pulsiert da das frischeste Leben!

Noch herbe allerdings und verhältnismäßig spärlich sind die Früchte, welche das 10. und 11. Jahrhundert zeitigt; im 12. aber bricht des Minnesangs Frühling herein, überall keimt und sproßt und blüht es in den oberdeutschen Landen. Wer kann die Namen alle nennen! Die Dichter reizender kleiner Lieder, die uns noch heute durch ihre Sinnigkeit entzücken, sind gar nicht einmal bekannt. So der Dichter des folgenden:

Du bist mîn, ih bin dîn,
des solt du gewis sîn.
Du bist beslozen in minem herzen;
verlorn ist das slüzzelin,
du must och immer dar inne sîn.

Unbekannt sind ferner die Dichter unserer beiden großen Volksepen, des Nibelungenliedes und der Gudrun. Hören wir aber Namen wie Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Walthar von der Vogelweide, Hartmann von Aue — was für eine Welt von Denken und Empfinden repräsentieren dieselben! Diese Dichter und die Hunderte von Geringeren mit ihnen haben ihrer Sprache den Stempel der Vollendung aufgedrückt, sie haben ihr diejenige hohe klassische Ausbildung gegeben, die sie befähigte und berechtigte, den Gedankenaustausch unter den Gebildeten ihrer Zeit zu vermitteln. Von dieser Zeit her stammt das Uebergewicht, welches das bewegte, hin und her geworfene und dadurch rund und glänzend geschliffene Hochdeutsch dem in bequemer Ruhe und träger Unbeweglichkeit beharrenden Niederdeutsch gegenüber gewonnen hat. Nicht die sprachliche Form ist das den Sieg des Hochdeutschen entscheidende Moment gewesen, sondern der in diese Form gegossene Geist.

Der Dialekt^{1 2)}, in welchem die Dichter dieser ersten Blüthezeit der deutschen Litteratur dichteten und schrieben, sangen und sagten, trägt im Ganzen einen oberdeutschen Charakter; er hat aber auch manche mitteldeutsche fränkische Züge angenommen. Als das Reich durch die Staufer nach Süddeutschland kam,

kehrte das Mittelhochdeutsche nicht zu dem alten strengen oberdeutschen Consonantismus des 8. und 9. Jahrhunderts zurück, sondern es gestattete den unverschobenen, auf der niederdeutschen Lautstufe stehenden weichen Lauten g und b, statt der oberdeutschen k und p im Anlaut ziemlich freien Spielraum, während es im Auslaute für die weichen Laute die harten verlangte. Das streng althochd. *kiporan* lautet also mittelhochdeutsch *geboren*; *wēc*, *wip*, *er fant* werden im Auslaut mit *c* = *k*, *p* und *t* geschrieben und im Ganzen heute noch so auch gesprochen. Daß das Alemannische des kaiserlichen Hofes und seiner näheren Umgebung auf das Mittelhochdeutsche und überhaupt auf die Hofsprache der Zeit stark eingewirkt hat, versteht sich von selbst; eine allgemeingültige, einheitliche Sprache aber hat das Mittelhochdeutsche ebenso wenig begründet, wie die Staufer eine feste Reichsgewalt. Nicht nur behielt die Hofsprache im Wesentlichen im mittleren und nördlichen Deutschland unverändert ihren besonderen mundartlichen Charakter; auch selbst im südlichen artete sie je nach den Landschaften verschieden und die Mundart verrieth noch bald mehr, bald weniger die Heimath der Dichter. Aber es gab ein Ideal sprachlicher Vollkommenheit und Reinheit, dem jeder nachstrebte und dem die Alemannen von Allen am nächsten kamen, von den ersten Liederdichtern, die sich an den Pfälzer Friedrich von Hohen, den Freund und Genossen Kaiser Friedrichs I., angeschlossen, bis auf Konrad von Würzburg, welcher um 1270 blühte. Bei ihnen finden wir die reinste und feinste Ausbildung des Mittelhochdeutschen, und wir sehen sie als Muster und maßgebende Meister der Kunst in Oesterreich wie im mittleren Deutschland bis hinein nach Niedersachsen anerkannt und nachgeahmt.

Mit den Stauern kam das reine Mittelhochdeutsch empor; sein Verfall beginnt auch mit ihrem Untergange. Um 1300 ist die Blüthezeit der mittelhochdeutschen Litteratur vorüber, mit ihr verfällt zugleich der Gebrauch des Mittelhochdeutschen, und

es treten nun wieder die mundartlichen Besonderheiten der Schreibenden in der Schrift auf. Das Neuhochdeutsche ist nicht die direkte Fortsetzung des Mittelhochdeutschen; zwischen beiden liegt eine Kluft, eine Zeit sprachlicher und litterarischer Verwilderung.

An folgenden zwei hochdeutschen Sprachproben aus dem 15. Jahrhundert tritt der große jetzt herrschende dialektische Unterschied deutlich hervor. — Eine Jungfrau klagt bei dem Scheiden ihres „Gesellen“:

Ach morgenrot, wie schon du bist,
din schin ist dir vergangen;
verblichen ist dir din mundlin rot
dar zue die roslecht wangen.

Und dann tröstet sie ihn:

Geselle guet, hab gueten muet:
Es wird noch guet, wan du kumst wider zue lande.

Zu derselben Zeit hatte sich in andere Gegenden Deutschlands ein ganz anderer Vokalismus herausgebildet: lang i wird ei, statt mîn spricht man mein; lang u wird au, statt trâren sagt man trauren; iu wird zu eu, iuch zu euch, tiutsch zu teutsch. — In dieser Mundart singt ein lustiger Zecher:

Wein, wein von dem Rein,
lauter, claur und vein,
dein var gibt gar liechter schein
als cristall und rubein.
Du gibst medicein
für trauren.

Dieser neue breite, diphthongierende Vokalismus findet sich zuerst in Oesterreich und Baiern, in der niederen Mundart bereits mit dem Ablauf des 13. und dem Beginne des 14. Jahrhunderts; immer mehr Gebiet gewann er nach Westen und Norden hin im 15. Jahrhundert. Dadurch hat sich denn auch der hochdeutsche Vokalismus noch viel mehr, als es bis dahin der Fall war, von dem niederdeutschen geschieden. Man ist wohl

geneigt, Formen wie: *mîn, sîn, trûren, hûs* für speciell niederdeutsche zu halten; diese Vokale, *i* und *û*, sind aber in der ersten klassischen Periode der deutschen Litteratur allgemein deutsche, wie auch unsere kleine hochdeutsche Sprachprobe: *Du bist mîn, ih bin dîn* u. beweist. Es wiederholt sich an diesen Vokalen ein ähnlicher Vorgang wie an den Consonanten: das Niederdeutsche hat hier wie dort die älteren Laute bewahrt. Das Uebergewicht hat der neue breite Vokalismus durch die Reichssprache bekommen, diese aber, zusammengewürfelt aus recht verschiedenen, doch meist ober- und mitteldeutschen Elementen, ist hauptsächlich auf die häufige, fast regelmäßige Wiederkehr der Reichstage zurückzuführen. Man fing an, sich nach der kaiserlichen Kanzlei zu richten, und diese bequeme sich wiederum dem allgemeinen Gebrauch an, wofür der Umstand namentlich ins Gewicht fallen mußte, daß die Mehrzahl der angesehensten und wichtigsten Reichsfürsten dem Sprachgebiete des mittleren Deutschlands angehörte. Auf diese Weise hatte sich um 1500 bereits eine in Mitteldeutschland weithin verbreitete Schriftsprache herausgebildet, und dieser hat sich Luther bei Uebersetzung der Bibel und ebenso in seinen eigenen Prosaschriften, seinen Briefen, seinen Liedern bedient. Er äußert sich selbst darüber (Tischreden Cap. 70) folgendermaßen: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen Deutschen Sprache, das mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der Sechsischen Cantzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der Sechsischen und unsers Fürsten Cantzeley. Darumb ist auch die gemeinste Deutsche Sprache. Keiser Maximilian und Churfürst Fridrich, Hertzog zu Sachsen haben im Römischen Reich die Deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“

Von den Städten, in denen um 1500 das gemeine Deutsch

geschrieben wurde, sind namentlich zu erwähnen Merseburg, Leipzig, Halle und Wittenberg. „Die mitteldeutsche Mundart (vergl. den Stammbaum), deren man sich hier früher bediente, hatte hauptsächlich durch die so eben erwähnte Veränderung ihres Vokalismus eine neue Gestalt angenommen und sich dadurch, sowie durch eine consequentere Durchführung des hochdeutschen verschobenen t für niederdeutsches d (trinken für drinken, T(h)eil für deil u.) der schon in einem großen Theile Süddeutschlands und im Gebrauche des Reichs herrschenden Sprache gleichgestellt. Durch Luther und die Reformation emporgehoben, ward sie im sechszehnten Jahrhundert die maßgebende Sprache, die die Reichs-sprache in sich aufnahm und bis in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Dialekte und Mundarten überall aus der Literatur und dem Schriftgebrauch verdrängte.“

Die erwähnten Ausgleichungen, die zwischen dem streng hochdeutschen und streng niederdeutschen Consonantismus stattgefunden haben, durch welche eine allgemeine deutsche Sprache überhaupt nur sich bilden konnte, haben nun natürlich das einfache und bestimmte Verhältnis zwischen dem Hoch- und Niederdeutschen, wie es sich gleich nach der zweiten Lautverschiebung zeigt (Seite 28), ganz wesentlich geändert. Da schon im Mittelhochdeutschen die anlautenden harten hochd. k und p aufgegeben und dafür die niederd. b und g gesprochen wurden (S. 38); da ferner das Mittelniederdeutsche den gehauchten Zahnlaut th einbüßte und durch das weiche d ersetzte (S. 30 f.), welches auch im Hochdeutschen aus th entstanden war; da endlich altes f durch die zweite Lautverschiebung nur im Auslaut, h gar nicht angegriffen worden ist (S. 10 und 27); so finden wir bei einem eingehenden Vergleiche unserer neuhochdeutschen Schriftsprache mit dem Neuniederdeutschen, d. h. dem heutigen Platt das theoretische auf der zweiten Lautverschiebung beruhende Consonantenverhältnis faktisch kaum bei der Hälfte der neun Verschlusslaute vor, eine Thatsache, welche zeigt, daß erst nachdem die wissenschaftliche

historische Erforschung der Deutschen Sprache begonnen hatte, also erst in unserem Jahrhundert, das Gesetz der deutschen Lautverschiebung ganz gefunden werden konnte.

Wir entwerfen jetzt zum Schluß eine zusammenfassende Gesamtübersicht über die Wandlungen und den jetzigen Stand der Verschlusslaute im Hoch- und Niederdeutschen.

Indo-germanisch:	p	b	bh	t	d	dh	k	g	gh
Deutsche Grundsprache:	ph	p	b	th	t	d	kh	k	g
Gothisch:	f	p	b	th	t	d	h	k	g
Streng Alt-Hochdeutsch:	f	anl. ph inl. f	p	d	anl. z inl. ß	t	h	anl. keh inl. ch und hh	k
Mittel-Hochdeutsch:	f, v (b)	ph, f	b (p)	d	anl. z inl. ß (ss) (außl. s)	t	h (g)	k, ch	g (c)
Neu-Hochdeutsch:	f, v (b)	pf, f	b	d	z, ß, ss, s	t (th)	h (g)	k, ch	g
Plattdeutsch:	f, v	p	anl. b inl. w außl. f	d	t	d	h	k	g

Diese Uebersicht, in welche noch nicht einmal alle, sondern nur die häufigeren und wichtigeren Metamorphosen der deutschen Consonanten aufgenommen sind, zeigt zur Genüge, daß unsere Schriftsprache, ihrer formalen Seite nach betrachtet, kein Muster von Consequenz ist, daß ihr Consonantismus, das Resultat eines Compromisses zwischen hoch- und niederdeutschen Lauten, fast „aus Rand und Band“ gebracht worden ist. Dies konnte aber auch nicht anders sein! Eine Sprache, welche der Reihe nach den rohen und rauhehligen Franken Karls des Großen, den feinen Rittern und geistvollen Sängern der Hohenstaufen, den trockenen und pedantischen Schreibern in den Kanzleien der deutschen Fürsten und Städte gedient hat, kann naturgemäß keinen einheitlichen Charakter tragen, sie muß Spuren aus den

so verschiedenen Stadien ihres Entwicklungsprocesses bewahrt haben. Und so ist es denn allerdings richtig, was Schleicher von den deutschen Mundarten sagt¹³⁾: „Die Mundarten sind die natürlichen nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache im Gegensatz zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterlich geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift. Schon hieraus folgt der hohe Werth derselben für die wissenschaftliche Erforschung unserer Sprache; hier ist eine reiche Fülle von Worten und Formen, die, an sich gut und echt, von der Schriftsprache verschmährt wurden; hier finden wir Manches, was wir zur Erklärung der älteren Sprachdenkmale, ja, zur Erkenntnis der jetzigen Sprache verwerthen können.“ Ebenso wahr aber ist es auch, was derselbe Forscher weiterhin betont: „Wer sich aber vom Reize des heimathlichen Dialekts so weit hinreißen läßt, daß er vermeint, ihn zu einer seiner Gegend eigenen deutschen Schriftsprache erheben zu müssen, der versündigt sich gegen die deutsche Nation, indem er — Schleicher mußte noch schreiben: das einzige, wir sagen jetzt mit Stolz und freudiger Dankbarkeit: zwar nicht mehr das einzige, wohl aber das älteste und festeste sie umschlingende Band zerreißt.“ —

Anmerkungen.

1) Nach Weinhöld, mittelhochdeutsche Grammatik. Paderb. 1877, S. 113 ff.

2) In einzelnen seltenen Fällen findet sich ein Wechsel zwischen den gleichstufigen Lauten verschiedener Organe, namentlich zwischen f und ch: Luft, Lucht, (Grast, Gracht). s. Lübben, das Plattdeutsche in seiner Stellung zum Hochdeutschen. Oldenburg 1846, S. 18 und Weinhöld, a. a. D. § 142.

3) Wilhelm Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur, § 2.

4) Max Müller, Vorlesungen II, fünfte Vorlesung.

5) Schleichner, die deutsche Sprache. Stuttgart 1874, S. 88. Arnold, deutsche Vorzeit. Gotha 1879. I., 1.

6) Anders denkt sich den Vorgang Paul, Beiträge zc. Halle 1871. pag. 117 ff.

7) Ehrentraut, Friesisches Archiv. Oldenburg 1847. I., 1.

8) Weinhold, a. a. D. S. 117 f.

9) Die Bezeichnung der Unterabtheilungen des Fränkischen ist noch keine einheitliche. Müllenhoff, Denkmäler zc. Vorrede, zerlegt den von Braune, Beiträge zc. I, S. 1. ff. Oberfränkisch, von Weinhold a. a. D. Chattisch genannten Theil in Hochfränkisch, Rheinfränkisch und Südfränkisch, Braune in Ostfränkisch und Südfränkisch; den nordwestlich sich anschließenden Theil nennt Braune Mittelfränkisch, Weinhold Ripuarisch, den weiter folgenden Braune Niederfränkisch, Weinhold Saalfränkisch.

10) Lübben, a. a. D., S. 11.

11) Was die niederdeutsche Literatur anbetrifft, so sei auf Gustav Dannehl, Ueber die niederdeutsche Sprache und Literatur (Birchow-Holzendorff, Heft 219 u. 220) verwiesen; daselbst ist auch die Grenze des Plattdeutschen gegen die benachbarten mitteldeutschen Mundarten genau bestimmt.

12) Müllenhoff, a. a. D. Vorrede XXIV ff.

13) Schleichner, a. a. D., S. 111.